

FELDBERGER TÜDELFIX

Donnerwetter, wo ist denn nur die Straße abgeblieben? Wohin das Auge reicht breitet sich dort, wo Straßenpflaster sein sollte, ein dicker Teppich aus rötlich-braunen Buchenblättern aus. Laut raschelnd und bisweilen schmatzend schaufeln die Stollenreifen durch die Biomasse. Hundertjährige Bäume sehen mir erstaunt und stumm dabei zu, wie ich mir auf dieser unsichtbaren Mecklenburger Landstraße meinen Weg bahne. Tatsächlich ist es, sieht man von meinem Schnaufen und den Arbeitsgeräuschen der schwer beschäftigten Reifen ab, ganz still hier. Ruhe und Weite im Überfluss sind zu spüren. Niemand hat die Blätter weggefegt. Auch die wenigen Autos, die wohl diese Straße benutzen, haben es nicht geschafft, erkennbare Fahrspuren in das Laub zu zeichnen. Die Abwesenheit von Verkehrsgeräuschen und die Tatsache, dass man nicht von jedem Fleck ein Haus sehen kann, wirken beruhigend. Das Adrenalin hat Pause. Aber das ist es nicht alleine. Diese herbstliche und einsame Landstraße erzeugt ein Gefühl von Freiheit. Ein Gefühl in dem es keine Zäune, keine Verbote, keine Bedenkenträger, keine Besserwisser und kein kleinliches Gezänk um Kosten, Nutzen und Zuständigkeiten gibt.

Ist das alles vielleicht der geheime Zauber von diesem "Mecklenburg-Vorpommern"? Und liegt hier vielleicht die Ursache für die Nord-Versessenheit vieler meiner Mitmenschen? Während nämlich viele meiner lieben Zeitgenossen scharenweise in das seenreiche Hügelland oder an die Zuckersandstrände der Ostseeküste ausschwärmen, dort ausschließlich sonnige Tage verleben und mit verklärtem Blick zurückkehren, pflege ich meine Mc-Pomm-Phobie. Deshalb fällt es mir leicht, die Schwächen dieses Bundeslandes aufzulisten: Da wäre die Abwesenheit von Bergen zu erwähnen. Speziell beim Fahrradfahren bringt der Wechsel zwischen Steigungen, die sanft die Beine massieren oder aber garstig zubeißen und Abfahrten im Vollrausch der Geschwindigkeit erst die rechte Würze. Auch dekorativ betrachtet, geben Berge einer Landschaft erst den richtigen Schliff. Doch halt, das Land der Fischköpfe hat durchaus seine Berge. Der Helpter Berg bei Neubrandenburg schafft es mit seinen 179 Metern sogar auf manche Deutschlandkarte! Und dann wäre da auch noch die Mecklenburger Schweiz, die ja alleine durch ihren Namen das eine oder andere Matterhorn vermuten lässt. Burgen gibt es allerdings nicht, und damit auch keine Ritter. Dafür gibt es Bauern, die in meiner Vorstellung als feiste, hinterlistige Landmänner daherkommen. Sie gehen mit der Zeit und melken jetzt Touristen statt Kühe. Ob sie ihre Kühe lieben weiß ich nicht, doch im tiefsten Inneren hassen sie Touristen. Natürlich ist das

Ganze nur mein Vorurteil. Schließlich ist es wohl mein rastloser Geist, der immer dann falsches Spiel wittert, wenn alle anderen "Hurra" rufen. Meine Schwiegermutter nennt das treffsicher "Widerspruchsgeist". Das Gen scheint bei mir angeboren zu sein und so hat es Mecklenburg-Vorpommern doppelt schwer, mich zu begeistern.

Aber jetzt bin ich doch hier. Genauer gesagt bin ich im Gebiet der Feldberger Seen. Der Gedanke an Feldberg war für mich zuerst die Kindheitserinnerung an ein recht nettes Mini-Gebirge und kristallklare Seen und diesen gewissen Hans Fallada der irgendetwas mit dem Deutschunterricht zu tun haben musste. Doch kürzlich fand ich noch mehr heraus: In der Umgebung gibt es eine ganze Reihe bizarrer Kirchenruinen. Die Gotteshäuser waren mit den dazugehörigen Ortschaften meist schon im Mittelalter aufgegeben worden. Damals hatten Pest und Kriege schlicht keine Kirchgänger und auch keine Bauern mehr übriggelassen. Andernorts wären die außer Dienst gestellten Gotteshäuser sicher längst abgetragen, als Baustoff recycelt oder einfach untergepflügt worden. Wieder anderswo wären die erhaltenen Restexemplare Ziel eines Tourismus-Marketingkonzepts und man hätte sie zu Sehenswürdigkeiten aufgestylt. Aber so läuft es nicht in den Weiten Mecklenburg-Vorpommerns. In der alten Zeit hat der Bauer die überflüssigen Bauwerke einfach ignoriert. Als Schafstall taugten sie schließlich nicht, Feldsteine gab es auf dem Acker schon genug und auf die paar Quadratmeter Boden kam es nicht an. Dem modernen Landmann sind jedoch die Gebäude egal, da man sie mangels Dach nun wirklich nicht an Touristen vermieten kann.

Aber nun endlich der Reihe nach: In einer für mich als Großstädter verblüffend tiefen Dunkelheit kam ich gestern mit meinem winzigen roten Auto an der kleinen Dorfbadestelle an, die ich als Nachtquartier auserkoren hatte. In der Ferne glimmten die Lichter des Ortes, aber hier war die absolute Wildnis. Beim Aussteigen traute ich mich kaum aus dem Lichtkegel der Autoscheinwerfer. Ein verdächtiges Rascheln und Knacken signalisierte, dass hinter den Büschen ganz sicher schreckliche und blutrünstige Kreaturen lauern würden. Doch im Gegensatz zu meinem bedauernswerten Reisefahrrad, das draußen übernachten musste, machte ich mir bald ein bequemes Bett im Wagen und kuschelte mich tief in meinen Schlafsack ein. In der Nacht rüttelte der Wind an meinem vierräderigen Hotel und einige kleine Schauer klopfen auf das Dach, aber am nächsten Tag waren die Wolken vom Himmel weggefegt.

An diesem frischen Herbstmorgen weckt mich nun also eine schüchterne Novembersonne. Sie taucht die Umgebung, eine Wiese, Birkenbäume mit gelben Blättern und die kleine Badestelle am See in

ein hartes, klares Licht. Kaum bin ich aufgestanden, sitze ich auch schon im Sattel von Signora Farina. Meine „Signora F.“ ist eines der seltenen Klappfahräder, die über große 26 Zoll Räder verfügen. Damit sieht sie annähernd wie ein richtiges Fahrrad aus und fährt sich auch beinahe so gut. Das fetzige Label „Pininfarina“ weist sie als Italienerin aus, obwohl sie in Wahrheit amerikanisch-chinesische Wurzeln hat. Und weil ich sie mit etwas Glück gerade noch in den Kofferraum meines kleinen Autos gezirkelt bekomme, ist sie mein Dienstreisefahrrad geworden. Jetzt führt meine Fahrt auf der Signora durch eine buckelige Hügellandschaft und die immer noch tiefe Sonne zaubert hinter jeder Kuppe dramatische schwarze Schatten. Der gewaltige Lichtkontrast lässt die gerade aufkeimende Wintersaat hellgrün erstrahlen. Die letzten Blätter der vereinzelt Bäume leuchten kräftig gelb. Selbst die Pfützen des schlammigen Feldwegs wollen in dem Farbspektakel nicht zurückstehen, funkeln mit ganzer Kraft und spiegeln den blauen Himmel wieder. Jetzt hoppelt ein verschlafener Hase über den Weg. Er ist sichtlich überrascht, zu dieser Zeit schon einen Menschen auf einem Fahrrad zu erblicken. Und wirklich: Sonst ist noch alles ganz verschlafen in dieser Feldberger Gegend. Nach dem nächsten Dorf suche ich mir eine "Abkürzung" durch einen Wald. Dem Forstweg ist jedoch nicht zu trauen. Immer wieder ist er unter dem dichten Buchenblätterteppich kaum auszumachen und schließlich verschwindet er ganz. Ich stehe buchstäblich mitten im Wald. Egal in welche Richtung ich mich wende, aus der dicken, roten Blätterschicht ragen überall dicke und dünne Baumstämme empor. Im Laub verborgene Äste attackieren Signora Farina und zwingen mich zum Absteigen. Selbst mit dem Mountainbike wäre hier wohl kein Weiterkommen. Und der Weg, auf dem ich gekommen bin, ist auch nicht mehr da.

In dieser Situation hätten sich Hänsel und Gretel, die vernachlässigten Kinder aus Grimms Märchen, bestimmt verirrt. Mir aber geht es dank Satellitennavigation besser. Zehn Minuten muss ich mein Fahrrad durch den Wald schieben und tragen, dann erreiche ich eine Wiese und wenig später zeigt sich auch ein Weg. Mit den Häusern des Dorfs Wendorf kommt der Luxus einer befestigten Straße. Sie stammt aus der Zeit, in der man Pflastersteine für eine passable Straßenoberfläche hielt. So werde ich gut durchgeschüttelt. Doch kaum habe ich das Dorf verlassen, dämpft eine dicke Schicht aus feuchtem Laub die Stöße. Schon bald ist von der Straße nichts mehr zu sehen. Laut raschelnd und bisweilen schmatzend schaufeln die Stollenreifen durch die Biomasse ... Ja, da ist es, das Mecklenburg-Gefühl!

Wäre nicht ein winziges Schild am Straßenrand aufgetaucht, ich wäre glatt an der ersten verlassenen Kirche vorbei geradelt. Die Ruine ist von der Straße nicht zu sehen und obwohl ich die exakten Koordinaten kenne, hätte ich den schmalen Waldpfad beinahe verfehlt. Ich hoppele auf einem ausgewaschenen Waldweg vielleicht 200 Meter tief in das Gehölz. Nun sind die groben Mauern zwischen den Baumstämmen wirklich nicht mehr zu übersehen. Sie bestehen aus Feldsteinen und bilden zwei über Eck stehende Wände mit großen Portalen. Ein paar abgefallene Steine liegen herum und die Mauerkronen sind mit Gräsern bewachsen. Ich verdränge die Sorgen um die Standfestigkeit der historischen Rest-Mauern und schlendere mit gezückter Kamera durch den vorderen Torbogen. Im dachlosen Kirchenschiff sehe ich mich um. Der Boden ist bedeckt von rotbraunen Blättern wie der ganze Wald. Das Mauerwerk zeigt große und kleine Durchbrüche und es ist nicht immer klar, ob der einstige Baumeister hier Fenster einsetzte, oder der Zahn der Zeit Steine herausbrach. Die Sonne wirkt jetzt gar nicht mehr verschlafen. Putzmunter spielen ihre Strahlen mit den Mauerresten, den Feldsteinen, den Baumstämmen und dem Herbstlaub am Boden. In einer Vollmondnacht mag die Szenerie der Ruine gruselig sein, doch jetzt wirkt alles eher romantisch, fast schon gemütlich und ein wenig märchenhaft. Meine Hummeln im Hintern mahnen mich, dass es genug ist mit der Gemütlichkeit und dass es Zeit wird, weiterzufahren. Weil das Feldberger Seengebiet so klein ist, habe ich mir eine Route vorgenommen, die von oben betrachtet so gekringelt aussieht wie der verunglückte Versuch, mit einer Schnur einen Seemannsknoten zu machen. Ein Tüdfelix also.

Gerade hier bin ich an der obersten Schlaufe, dem nördlichsten Punkt also, und ab dem nächsten Dorf, Grauenhagen, geht es strikt nach Süden. Der Feldweg führt durch ein malerisches, unbewaldetes Hügelgebiet, das aussieht wie für ein Kinderbuch gezeichnet. Der Horizont besteht nur aus Wellenlinien. Einer der kleinen Berge hat seine Kammlinie sogar mit einer Reihe freistehender Bäume verziert und ganz links blitzt der Wasserspiegel des "Großen Sees". Für ein paar Sekunden können die kleinen Hügel sogar richtig anstrengend werden, doch immerhin wird ja auch die 100 Meter Höhenmarke durchbrochen. Weiter oben gibt es dann die Belohnung in Form schöner Ausblicke. Ein kurzes Stück Landstraße führt mich dem See Breiter Luzin entgegen, dessen Westufer ich auf einem Waldweg folge. Der Breite Luzin rechnet sich schon zum inneren Zirkel dieser kleinen Seenplatte, denn über ihren Vorposten "Feldberger Hütte" hat die Hauptstadt Feldberg hier direkten Strandzugang. Doch noch ist Feldberg 5 Kilometer weit entfernt. Beim Mönkenwerder gibt es eine große Badestelle. Das Kassiererhäuschen am Parkplatz und die

"Wohnmobil verboten"- Schilder weisen darauf hin, dass es hier in der Hauptsaison weniger beschaulich zugeht als heute. Zu meiner Überraschung stürmt eine Gruppe älterer Herrschaften zügig von ihren Autos Richtung Wasser. Bemerkenswert ist dabei nicht so sehr die Eile, sondern die Tatsache, dass alle nackt sind und dass sie tatsächlich ins Wasser steigen! Harte Jungs und Mädels sind das hier, denn ihnen steht am 8. November der Sinn nach einem erfrischenden Bad! An der Feldberger Seite des Breiten Luzins finde ich eine weitere große Badestelle. Die saftige grüne Wiese mit der Parkbank lädt genauso zu einer kleinen Rast ein, wie das Klettergerüst zu einigen Turnübungen. Ein weißes Ausflugsschiff überquert die weite Fläche des Sees. Als es winzig geworden ist und endlich hinter einer Halbinsel verschwindet, beschließe ich, weiter zu radeln.

Von Feldberg ist nicht viel zu erwarten. Die Stadt, die doch der ganzen Gegend ihren Namen gab, ist eigentlich nur ein Dorf. Es gibt eine Ansammlung von Häusern, eine Kirche, kaum eine richtige Struktur und ein recht mangelhaftes Mobilfunknetz. Als Besonderheit entdeckte ich aber die Seetribüne. Das sind 10 übereinanderliegende Sitzreihen mit Blick auf das Wasser. Hier gibt es aber nicht den "Fliegenden Holländer", sondern Wassersport, genauer gesagt: Wasserskisport. Feldberg ist nämlich seit jeher eine Hochburg dieser Sportart, wobei zum Entsetzen der Umweltschützer die Helden auf den nassen Brettern hier ganz traditionell von Motorbooten gezogen werden. Zu dieser Jahreszeit gibt es natürlich keine Wasserskifahrer und sogar ganz normale Angelkähne machen sich rar. Nichts zu beobachten also und so zieht es mich weiter zum Schmalen Luzin. Weil ich den richtigen Weg nicht kenne, turne ich in der Nähe der Fähre äußerst akrobatisch das Steilufer herunter. Dabei wäre es ein Stück weiter links viel einfacher gewesen. Vielleicht klappt es beim nächsten Mal besser!

Der Schmale Luzin ist ein äußerst bemerkenswerter See. Obwohl er meist nicht mehr als 250 Meter breit ist, erreicht er eine Tiefe von 33 Metern. Logisch, dass die Ufer keine Gelegenheit haben, großartige Flachwasserzonen zu bilden. Es wird sehr zügig sehr tief, und damit haben die typischen Uferpflanzen keine Chance. So fällt der Blick durch ein ungewöhnlich klares Wasser auf einen steinigen Seeboden, der wahrscheinlich schon im Uferbereich metertief ist. Bis zum südlichen Zipfel kann ich der Uferlinie des Schmalen Luzins folgen. Zusammen mit ein paar Spaziergängern bummle ich diesen Uferpfad entlang und verlasse die Strecke im Dörfchen Carwitz. Das Dorf streife ich aber nur kurz, weil ich auch noch dem Ufer des Dreezsees folgen möchte. Diese Entscheidung hat jedoch Schwächen. Die holprige Strecke am Dreetzsee kann mit der Traumroute am Schmalen Luzin

landschaftlich einfach nicht mithalten. Was jedoch viel schlimmer ist: Sie endet auf dem Gelände eines großen Zeltplatzes. Und plötzlich bin ich gefangen, wie ein Fisch im Netz der Reuse. Merke: Campingplätze sind immer von einem soliden Maschendrahtzaun umgeben! So schwimme beziehungsweise fahre ich das unüberwindliche Stahlnetz entlang und sehe die Straße, die ich erreichen will, schon freundlich winken. Doch ich komme nicht hin, denn hier gibt es keinen Ausgang. Also zurück. Ich träume vom Aufstand der Entrechteten gegen die bösen Zeltplatzbesitzer und von einem Bolzenschneider mit dem ich mir die Freiheit erkämpfen würde. Dann entwische ich bei der ersten Gelegenheit durch eine kleine Pforte. Ich trage und schiebe das Rad durch dorniges Gestrüpp und lande einen sinnlosen Kilometer später endlich auf meiner Straße. Während ich nun gemütlich dem nächsten Ziel, dem Ort Conow, entgegen pedaliere, mache ich mir so meine Gedanken: Ob "Campingplatzwart" eine Berufsperspektive für pensionierte Strafvollzugsbeamte ist?

In Conow wartet die nächste wüste Kirche auf mich. Auch hier gibt es ein Schild, das den Weg weist. Doch auch dieses Schild ist so klein, dass es wohl nur dem Kundigen auffällt. Die Kirche liegt ungefähr einen Kilometer außerhalb des Ortes und wird über einen malerisch zugewachsenen Feldweg erreicht. Von diesem Gebetshaus steht noch ein wenig mehr. Der viereckige Grundriss ist klar zu erkennen und die grob gemauerten Wände ragen weit hinauf. Das hintere Portal ist eingestürzt, aber die Mauerreste zu beiden Seiten wirken mit etwas Phantasie wie zwei Riesen, die einander gegenüber stehen. Vielleicht sind es auch Kulupen, die gefräßigen Fabelwesen aus "Ijon Tichys Weltraumabenteuern". Während einer ausgedehnten Pause dezimiere ich meinen Proviant, lasse mir die Sonne ins Gesicht scheinen und genieße die Szenerie. Ich habe keine Eile und natürlich bin ich auch hier mutterseelenallein.

Als es Zeit wird zu fahren, liegt die Chaussee in einem warmen, spätsommerlichen Licht. Im Dorf Wittenhagen hat ein Apfelbaum seine knallroten, großen Falläpfel auf die Straße geworfen. Jetzt liegen die Früchte so malerisch auf der Fahrbahn, dass man es für eine Kunstinstallation halten könnte. Ich beschließe, dass es sich um eine Kunst-Performance zum Mitmachen handelt und greife in das Stillleben ein. Und wirklich, der Apfel schmeckt so lecker, wie er aussieht! Auf dem Hullerbusch bin ich dem Schmalen Luzin wieder ganz nahe. Jetzt fahre ich oben auf dem Bergrücken und kann das schlanke Gewässer ganz unten zwischen den lichten Bäumen hervorblitzen sehen. Das ungewöhnlich warme Wetter hat einige Kanufahrer herausgelockt. Ihre lärmende Ausgelassenheit und die quietschbunten Farben ihrer Boote

geben sich alle Mühe, Fröhlichkeit zu verbreiten. Doch die herbstlich-kahlen Buchenbäume hier lassen sich nicht erweichen. Sie stehen grau und streng und spaßfrei auf dem Hang. Schneller als gedacht transportiert mich die kleine Kammstraße des Feldberger "Gebirges" direkt nach Carwitz. Carwitz? Da war ich doch heute schon einmal! Richtig, das ist ja auch die Tüdelix-Tour. Der Streckenverlauf verknotet sich mit sich selbst. So habe ich zwar vor gut 20 Kilometern den Ort schon einmal berührt, aber jetzt bin ich am anderen Ende der Gemeinde. Es ist das eher touristische Ende. Alles dreht sich um den Schriftsteller Hans Fallada, der hier lebte und arbeitete. Gleichzeitig dreht es sich um die meist älteren Herrschaften, die dem Meister anlässlich eines Sonntagsausfluges ihre Referenz erweisen wollen. In mir löst Fallada eher gemischte Gefühle aus. Als schwerer Trinker hätte der Autor ja schon eine wichtige Voraussetzungen zum literarischen Superstar, denn waren nicht auch Edgar Allan Poe, Ernest Hemmingway und Johann Wolfgang von Goethe dem Alkohol verfallen? Aber: Fallada geriet in das Räderwerk der jungen DDR-Kulturbürokratie, von der er prompt zum Helden ausstaffiert wurde. Das wäre sicher nicht lange gut gegangen, doch Fallada starb rechtzeitig. Die einstige Starthilfe, die sein Ruhm in der Arbeiter-und-Bauern-Republik von "ganz oben" bekommen hatte, macht ihn jetzt zu einem "roten" Schriftsteller wider Willen. Ja, und Fallada war Schullektüre und auch das macht ihn nicht gerade reizvoll. Aber zurück zur Fallada-Seite von Carwitz. Dieser eher museale Teil des Örtchens wirkt herausgeputzt. Es gibt ordentliche Hinweistafeln, Cafes, Parkplätze und flanierende Senioren. Ganz am Ende des Ortes, auf einem schmalen Weg, dem Autos nicht folgen dürfen, gelangt man auf das Bohnenwerder. In meiner Erinnerung wird die Insel von einem hohen, kahlen Hügel dominiert, der einen weiten Rundblick auf die Feldberger Wasserlandschaft verspricht. Meine Erinnerung sollte Recht behalten. Was ich aber nicht wusste: Das Bohnenwerder ist ein bekanntes Nudisten-Reservat. So bin ich zuerst ein wenig überrascht über die vielen Nackedeis. Nackt baden ist in den Weiten des Ostens zwar allgemein üblich, nackt herumlaufen gehört aber auch hier nicht zur Standard-Zeremonie. Auf dem Bohnenwerder liegen und stehen auch im November immer mal wieder nackte Menschen in der Landschaft herum. Zum Finale meines Bohnenwerder-Besuchs stelle ich mich auf den großen Stein, der den Gipfelpunkt markiert, und lasse meinen Blick in die Runde schweifen. In jeder Richtung gibt es grüne Natur und blitzendes Wasser. Später erfahre ich im Internet, dass es Leute gibt, für die dieser Rundblick Ritual geworden ist. Allerdings gehört es wohl dazu, dass man dabei nackt ist.

Als ich Carwitz verlasse, steht die Sonne schon merklich tiefer. Noch droht längst keine Dunkelheit, doch im November sind die Tage nun einmal kurz. Mein Weg führt mich in die Wüstung Krüselin, denn ich bin ja auf der Suche nach historischen Artefakten. Krüselin war mal ein Dorf. Heute gibt es nur noch Grundmauern und Erklärungstafeln. Recht pathetisch zieht sich die Geschichte hin, die sich dann doch als recht banal erweist. Die Enklave war demnach ein Forsthaus mit Nebenanlagen, in denen sich zum Ende des 2. Weltkriegs deutsche Kämpfer versteckt hatten. Die Russen brannten daraufhin die kleine Siedlung nieder. Auf einer erstaunlich pfützenreichen Landstraße erreiche ich das Örtchen Laeven. Argwöhnische Menschen vermuten in dem Ortsnamen einen Buchstabendreher. Das hieße dann also Leave! (auf Deutsch "Hau ab!"). Sicherheitshalber folge ich der vermuteten Wortbedeutung und mache mich auf den Weg in die "Heiligen Hallen". Die Hallen sind eigentlich Bäume, uralte Buchenbäume, um genau zu sein. Mit ihren dichten Blätterdächern bildeten die Riesen hallenartige Räume im Wald. Dieser Wald hatte, glaubt man den aufgestellten Erklärungstafeln, zwischen 1750 und 1850 seine "Optimalphase". Seine Hoheit, der Großherzog, schrieb dann auch 1850 eigens eine Lobeshymne "Bei der Erinnerung des Buchenwaldes bei Lüttenhagen". Dieses Gedicht muss so schlecht gewesen sein, dass es heute niemand mehr im Wortlaut zitieren mag. Doch nicht nur Großherzöge und deren Gedichte haben kein ewiges Leben. Leider trifft das auch auf uralte Bäume zu und so neigte sich die beste Zeit des Waldes dem Ende entgegen. Naturgemäß ließ sich der weitere Verfall nicht dadurch aufhalten, dass man die Gegend im Jahr 1938 zum Naturschutzgebiet erklärte. Heute gibt es nur noch bescheidene Reste der einstigen Heiligkeit. Die tragenden Säulen der Hallen liegen gebrochen am Boden und werden von den Würmern aufgefressen. Währenddessen klaffen im Blätterdach riesige Löcher. Eigentlich erscheint die Idee, es handele sich um eine Halle, ziemlich absurd. Es ist bloß ein Wald mit Unmengen Totholz und so verlasse ich den vermodernden Buchenfriedhof recht zügig.

Es scheint, dass ich mein Tagesziel, mein Hotel und Auto mit Namen "Kugelblitz" schon nach mir rufen höre. So werde ich immer schneller und die restlichen Dörfer, Lüttenhagen und Weitendorf, fliegen nur so an mir vorbei. Der letzte Kilometer verläuft auf einem lehmigen Feldweg. Dem gefällt mein Tempo gar nicht. Er packt mein Vorderrad, zieht es in eine Spurrinne und lässt mich in hohem Bogen in den Schlamm segeln. Ehe ich mich versehe sitze ich gut geerdet auf Mecklenburger Boden und muss plötzlich lachen, während die gekränkte Signora Farina trotzig-klickernd ihr Hinterrad in der Luft weiterdreht. Ich lache aus ganzem Herzen, denn mir wurde die

Entscheidung abgenommen, ob ich gleich noch baden sollte. Jetzt muss ich einfach baden gehen!

Und so nimmt dieser 8. November, ein erlebnisreicher Fahrradtag, im sehr frischen Wasser des Cantnitzer Sees sein Ende. Er hinterlässt die Erkenntnis: Sogar in M.V. radelt es sich gar nicht so schlecht!